

Spaziergang in Anatolien

Eduard Imhof

Inmitten der zentralanatolischen Steppen, etwa 100 km südlich von Ankara, dehnt sich weithin ein silbern schimmernder, gleißender Wasserspiegel, ein Salzsee, der Tuz Gölü. Dieser zweitgrößte See Kleinasiens — nur der Vansee im Osten übertrifft ihn — entspricht in der Fläche etwa dem schweizerischen Kanton Zürich oder dem Ijssel-See in Holland. Seine Tiefe beträgt auf weiteste Strecken nur 0,5 bis 1 m und überschreitet nirgends 3 m. Auswaschungen aus salz- und gipsführenden Schichten des Jungtertiärs führten zu einem Salzgehalt des Wassers von etwa 32%. Damit ist der Tuz Gölü der salzhaltigste See der Erde. Diese abflußlose Pfanne trocknet während des Sommers größtenteils aus, so daß sie im Herbst zu einem ungeheuren Salzschlammbecken wird. Von weither fahren dann die Bauern zum See, schaufeln das Salz in ihre Karren und schichten es am Ufer zu kegelförmigen Haufen. Kamele tragen es dann zu den nächsten Ortschaften und Autostraßen. Dieser See beliefert den größten Teil der Türkei mit Kochsalz.

Das weite Umland dieses Sees ist magere, trockene Steppe. Fettschwanzschafe und Angoraziegen begnügen sich mit den letzten dünnen Gräsern, sie bringen es fertig, dafür den Bauern Milch, Fett, Fleisch und Wolle zu liefern. Die Hirten führen ihre Schafe über weiteste Strecken. Selbst aus den entlegensten Gebieten, aus dem kurdischen Bergland, wandern jeden Herbst Zehntausende von Schafen durch ganz Anatolien weidend nach Westen, um schließlich in Ankara, Eskişehir, Izmir und Istanbul in den gefräßigen Rachen hungriger Stadtmenschen ruhmlos zu verschwinden.

Etwa 40 km südöstlich des Salzsees liegt, umgeben von Weizenäckern, das Landstädtchen Aksaray. Wie für Kayseri der Erciyes, so bildet hier der schöne, regelmäßige Vulkankegel des 3358 m hohen Hasan Dağı das Wahrzeichen der Stadt. Aksaray gleicht einem aufgelockerten Haufendorf, ist Bauernstadt und bäuerlicher Markort. Die Getreidevorräte werden, wie überall im sommertrockenen Mittelanatolien, im Freien gelagert. Zum Schutz vor Regengüssen werden die Körnerhaufen mit einer Schicht von Lehm- oder Erdziegeln zugedeckt. Auf dem Markt aber, wo das Getreide abgewogen in kleinen, offenen Kegeln feilgeboten wird, ist es vor Dieben zu schützen. Hierzu preßt ihr Eigentümer mittelst großer Holzmodelle sein Signet überall in die Flanken dieser Körnerhaufen. Stiehlt ein

Schelm oder sonst ein Schläuling dann nur eine Handvoll Körner, so rieselt die steile Körnerböschung sofort nach, die Abzeichen sind zerstört, der Eingriff ist entlarvt. Auf solchen Landmärkten begegnen sich die alte und neue Welt, die Kamelkarawane und die Lastwagenkolonne.

Aksaray besitzt einige Sehenswürdigkeiten aus alter Zeit: Moscheen, doppelkupplige Badehäuser, vor allem aber im Westen, in etwa 50 km Entfernung, den berühmtesten seldschukischen Sultan Han, der sich in jedem Reiseführerbuch mehrerer Sterne erfreut!

Heute ist Aksaray eine stille Stadt. Zur Zeit der Seldschukenherrschaft aber besaß dieser Ort als Kreuzungspunkt der Straßen Konya—Kayseri und Ankara (Ankyra)—Tarsus eine nicht unerhebliche Bedeutung. Ein Sultan, Kilis Arslan II., erbaute hier um 1150 ein Schloß, daher der Name «Ak-Saray», was gleichbedeutend ist mit «weißer Palast». Dieses Schloß liegt längst in Trümmern, geblieben aber ist die folgende hübsche Reminiszenz:

Der Erbauer des Palastes empfing den von einer Pilgerfahrt heimkehrenden Heinrich den Löwen, führte ihm tausendachtzig Pferde vor und beschenkte ihn mit dreißig erlesenen, silberbezäumten Rossen, mit sechs Kamelen, zwei Leoparden und sechs Zelten.

Nicht weniger großzügig zeigten sich jene Sultane offenbar auch ihren Schönen gegenüber. Der Zürcher Dichter Heinrich Leuthold erinnert uns an jene Zeiten:

«Gold und Silber und Kamele
möcht' ich legen dir zu Füßen
Zwanzig Neger und mein Pferd auch,
von dem Stammbaum des Propheten,
klug und edel, ohne Fehle,
möcht' ich legen dir zu Füßen.»

Als ich Aksaray besuchte, da fand ich — freundlichen Einladungen folgend — die seltene Gelegenheit, anatolische Bürger- und Bauernhäuser nicht nur von außen betrachten zu können.

Die Ausstattung einer Wohnstube im oberen Stockwerk eines zweistöckigen Bürgerhauses besteht in einer den Wänden entlang angelegten, fußhohen breiten Sitz- und Liegestufe. Fußboden, Stufe und Rückwände sind reich belegt mit schönen, sattfarbenen Teppichen und Kissen. Durch eine Reihe vergitterter Fenster strömt warmes Sonnenlicht in den



Türkischer Bauer bei Aksaray, links das Mangal, rechts eine Wasserpfeife (Zeichnung des Verfassers)

Raum, bringt die roten Teppiche zu flammendem Leuchten und vergoldet die dunkelbraunen Schranktüren der gegenüberliegenden Stubenwand. Alles ein Bild nonnenklösterlichen Friedens.

Einfacher und meist sehr klein sind die Räume in den einstöckigen bäuerlichen Behausungen der umliegenden Dörfer. Auch hier finden wir den Wänden entlang die niedrigen Sitz- oder Liegestufen. Auch hier überall Kissen und Teppiche. Die gemauerten Wände aber nackt, die Fensterlöcher klein und tief. In eine solche Zelle war ich vom Dorfvorsteher zum Essen geladen. Wir hockten, zusammen mit zwei Bauern, um eine große, kreisrunde Messingplatte herum. Teller und Gabel gibt es nicht. Wir speisen aus gemeinsamen Schüsseln wie die Zürcher und die Eidgenossen vor der Schlacht bei Kappel. Die eine Schüssel enthält Hammelfleisch. Man zerteilt es mit Fingern und Messer. In einer zweiten Schüssel wird der bei den Türken so sehr begehrte Yoghurt dargeboten. Ein drittes Gefäß enthält weiße Bohnen in Öl, ein viertes weichgekochte, aufgeschlagene Eier, ein fünftes Rohbienenhonig mitsamt den Waben. Grundlage dieses nicht zu verachtenden «Diners» bilden große, dünne Weizenfladen, gleichsam das Brot des anatolischen Bauern, ein Gebäck ohne Sauerteig. Man reißt davon einen Fetzen ab, dreht ihn zu einer trichterförmigen Tüte und schaufelt damit vom Inhalt der einen oder anderen Schüssel zum Munde. Ganz nach Belieben verschlingt man dabei auch die Tüte gleich mit und dreht sich eine neue solche Freßbaggerschaufel. Zum Abschluß folgen in reicher Fülle Melonen und Trauben.

Nicht jedes Mahl ist jedoch solcherart reichhaltig. In der Regel kommen bei den Bauern nur die Weizenfladen und etwas Gemüse oder Obst auf den Tisch. Ungemahlenes Weizenkorn wird auch als weichgekochter Brei gegessen. Reichere Leute aber ziehen einen risottoähnlichen Reisbrei, den «Pilav»,

und Hammelbraten vor. Nach dem Essen sitzt man plaudernd noch ein Stündchen beisammen. Unsere türkischen Freunde führen dabei die Schläuche ihrer Wasserpfeifen zum Munde, während der Gastgeber auf einem Holzkohlenkessel, dem «Mangal», einen wohlschmeckenden, dickflüssigen Kaffee braut.

Nach solcher Siesta machten wir uns auf zu einem Rundgang durch die Gegend. Wir besuchten ein über der Ebene, an einem völlig baumlosen Berghang gelegenes Bauerndorf mit einstöckigen, steingemauerten Flachdachhütten, die zur Hälfte in den Hang hineingebaut sind. Die Wirtschaftsflächen der Bauern dieses Dorfes, Weideland und kleine Äcker, liegen zum Teil unten in der Ebene, zum Teil oben auf dem welligen Bergrücken. Auf den Flachdächern im Dorf sind Heuvorräte und dürre Steppengräser für das Vieh, aber auch Getreidegarben aufgeschichtet. Solche Zinnen dienen vielenorts als Dreschplätze. Im Halbdunkel kellerartiger Kammern einiger Häuser saßen Frauen vor primitiven Webstühlen und schoben ihre Schiffchen hin und her. Andere wieder knüpften Teppiche. Vor einer Hütte an der Sonne kauerten einige Weiber, sortierten ihre Schilfballen, schoben, wendeten, knickten die Halme und schoben, wendeten und knickten wieder. So flochten sie kunstgerechte Matten. Und nochmals andere Bäuerinnen wuschen das Korn und breiteten es zum Trocknen an der Sonne aus, derweil ihre Männer in stiller Klausur und «fern vom Geschütz» an den Schläuchen ihrer Wasserpfeifen sogen.

Ein drittes Dorf, im Mündungswinkel eines vom Gebirge hinter dem Hasan Dagı herabströmenden Baches gelegen, bot einen völlig andersgearteten Anblick. Nach der Wanderung durch baumlose, dürre Stoppelfelder, Weiden und Steppen betraten wir nun eine freundliche, schattige Oase. Überall, wo Wasser fließt, wo Wasser hingeleitet werden kann, grünt und blüht und atmet die Natur. Welche Gegensätze! Unter den Laubdächern der Pappeln und Plantanen verbergen sich einzelne Gehöfte mit ihren Gemüseäckern und Obstgärten. Silbernen stehen die Weidenbüsche am Bach. In solchen Paradiesgärten reifen Pfirsiche, Aprikosen, Wasser- und Zuckermelonen, man erntet Weinbeeren und Feigen. Aber auch die verschiedensten Handelsgewächse, wie Tabak, Mohn, Zuckerrüben und Sonnenblumen werden angebaut. Über der Oase aber, über der bewässerten Talniederung, erhebt sich unvermittelt, völlig nackt, kahl, durchfurcht und brandrot, das wüstenhafte Sandstein- und Tuffgebirge.

«Wer diese Schlucht nicht fürchtet, der fürchtet auch Gott nicht!» Solch sprichwörtliche Mahnung bezieht sich auf die Kilikische Pforte, das große Durchbruchstal, welches die Ketten des Taurus entzweischneidet und den Weg öffnet von Inner-

anatolien zur Küste des Mittelmeeres und nach Syrien. Dieser Weg ist seit altersher berühmt als der «Paß der Heerzüge». Xerxes, Darius und Alexander der Große zogen durch die Schluchten. Der Apostel Paulus, von Tarsus an der Mittelmeerküste gebürtig, durchwanderte sie, um in Anatolien die Heilslehre zu verkünden. Auch Kreuzritter, Gottfried von Bouillon und andere, zogen durch die «Straße der Schrecken». Mongolen, Araber, Osmanen und Christen kämpften hier um Engpässe und Brücken. Der Reiseschriftsteller Franz Carl Endres verglich das Felsental mit dem St. Gotthard in der Schweiz. Er dachte hierbei an die Schöllenen. Näher läge ein Vergleich mit den Schluchten von Gondo am Simplon; denn hier wie dort führen die Gebirgsschluchten südwärts hinaus in sonnig-warme, mittelmeerische Gefilde.

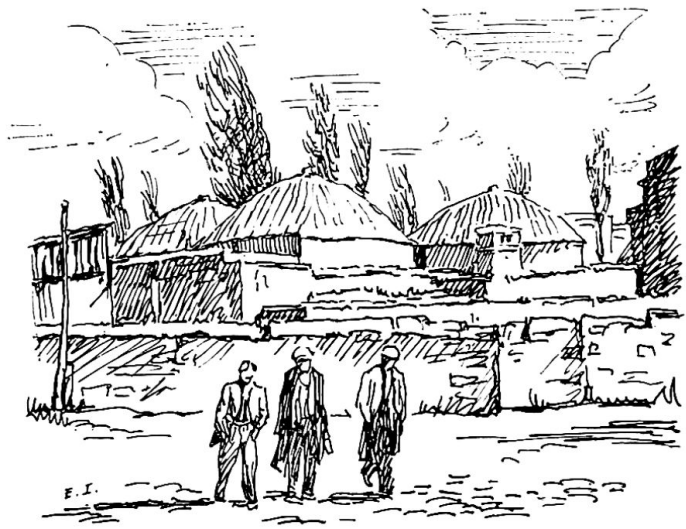
Der Kulminationspunkt dieser Straße liegt nur 1584 m hoch, somit nur etwa 500 m über der inneranatolischen Hochfläche, jedoch nicht im Durchbruchstal, sondern vor seinem nördlichen Eingang. Nach der Überschreitung dieses Passes führt die Straße bald durch Schluchten, bald durch Talerweiterungen nach Süden. Nach einiger Zeit verläßt sie das unwegsame Tal, steigt westwärts etwa 500 m hoch zum 1256 m über Meer gelegenen Ibrahim-Basa-Tablyalari hinauf, gerät aber dabei vom Regen in die Traufe; denn das Tal, das nun abwärts nach Süden führt, verengt sich zu einer Klamm. Auf diese insbesondere bezieht sich die Bezeichnung «Kilikische Pforte» oder «Pilae Ciliciae» der Römer. Diese Klamm zwingt sich zwischen hohen Wänden hindurch und läßt stellenweise nur dem Bache Raum, so daß der alte Weg und auch die heutige Straße in die Felsen eingehauen werden mußten. Nach einiger Zeit steigt die Straße nach links (Osten) nochmals zu einem 1050 m hohen Paß empor, um schließlich, nach mancherlei Auf und Ab, durch lieblichere Gefilde der Kilikischen Ebene zuzustreben. Heute ist die Straße gut ausgebaut. Noch vor zwanzig Jahren aber holperten die Fuhrwerke über Stock und Stein einer schmalen, kurvenreichen, halbsbrecherischen Piste.

Der Schienenstrang folgt in seinem ganzen Verlauf dem großen Durchbruchstal. Er wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts von deutschen Ingenieuren als Teilstück der Bahnverbindung Kayseri—Adana angelegt. Hierbei waren 70 Tunnels durch die Felsen zu bohren und zahlreiche Brücken und Viadukte über schwindelnde Abgründe zu errichten.

Die Kunde von solcher Wildnis und die Verheißung mittelmeerischen Zaubers verlockten mich — es war im Herbst des Jahres 1951 — zu einem Abstecher von Aksaray nach Tarsus und Mersin.

Wie meine Fahrt Wirklichkeit wurde, wie ich aber trotzdem wenig oder gar nichts zu sehen bekam, davon soll im folgenden die Rede sein.

Verzweifelt suchte ich in Aksaray nach einem Fahr-



Badehaus in Aksaray (Zeichnung des Verfassers)

zeug. Autobusse mieden die gefürchtete Strecke. Taxis gab es auch nicht. Kein Mensch kümmerte sich um meine Wünsche. Schließlich meldeten sich zwei levantinische «Sanitär-Installateure». Sie beabsichtigten, am folgenden Tage mit ihrem Jeep eine Ladung gußeiserner Röhren nach Tarsus zu bringen. Bald waren wir handelseinig. Auf einigen über die Röhren geworfenen Säcken hatte ja schließlich auch noch der seltsame Fremdling Platz. Auf 7 Uhr früh war die Abfahrt vereinbart. Um 7 Uhr früh aber steht der Jeep einsam und verlassen hinter der Locantasi. Um 8 Uhr großes Geschrei. Um 9 Uhr wird aufgeladen. Das Stimmungsbarometer steigt. Um 10 Uhr wird wieder abgeladen und kräftig geflucht. Um 11 Uhr: Alles läuft auseinander. Um 12 Uhr: Es wird wieder geschimpft und wieder aufgeladen. Um 13 Uhr: Fahrer und Mitfahrer werden gefüttert und schließen Frieden. Um 14 Uhr: Wir starten, wir starten unter lautem Freuden-gebrüll der Gassenbuben. Kaum aber sind wir 15 Minuten aus dem Nest heraus, da stellte unser «Soför» fest, daß er es unterlassen hatte, sich für die Fahrt genügend mit Zigaretten einzudecken. Also zurück in die Stadt, zum Bazar. Und dann nochmals dorthin und nochmals anderswohin, und dann endlich, etwa um 15 Uhr, befindet sich unser Vehikel auf voller Fahrt.

Nun fahren wir wirklich, wir fahren wie die Schelme. Die gußeisernen Röhren unter meinem Gesäß rasseln und kesseln ohrenbetäubend, so als ob sämtliches Blech der Welt zur Hölle raste. Wir jagen dem Fuße des Hasan Dağı entlang, wir nähern uns dem Städtchen Bor. Hühner flattern in die Felder, ein Esel tanzt auf den Vorderbeinen. Vor uns, immer noch in weiter Ferne, leuchtende Wände und Schneefelder des Taurus. Die Welt erglüht in den herrlichsten Farben eines sommerlichen Spätnachmittags. Die Schatten der Telegraphenstangen aber werden länger und länger. Goldne Abend-



Eine Brücke in Aksaray (Zeichnung des Verfassers)

sonne, wie strahlst du so schön, nie kann ohne . . . ? Nein! Mit mehr Wonne würde ich jetzt die Morgensonne besingen.

Zur rechten Hand haben wir nun das Bahngeleise von Kayseri her. Dämmerung senkt sich über Berg und Tal, als der Toros Dagı endlich unmittelbar vor uns steht. In Pozanti, am Eintritt ins Schluchental, ist es völlig Nacht. Doch welche Nacht! Ringsum tiefste Finsternis. Die Silhouetten schwarzer Bergwände zur Linken und zur Rechten steigen und sinken, und sie steigen wiederum beidseits hoch empor, und sie engen den Himmelsstreifen ein, der sternbesät über uns funkelt. Vor uns, im Dunkel, glühende Augenpaare aufgeschreckter Schakale. Das Rattern unseres Wagens und das Gerassel der Ladung überschreien das Tosen des Baches. So geht es stundenlang. Längst haben wir das Haupttal verlassen. Wir flitzen durch die Klamm der Kilikischen Pforte, die Finsternis aber verhüllt uns ihre Schrecken. Es geht hinab, wieder hinauf und wieder hinab. Baumwipfel huschen vorüber. Wälder? Irgendwo im Unsichtbaren, weit vorn, ahnt man den südlichen Horizont. Das Sternengewölbe weitet sich und scheint tief ins Meer zu sinken. In einer kleinen Locanda, neben Felsen und unter riesenhaften Nußbäumen, schlürfen wir eine Tasse Kaffee. Herrlich ist es hier, wie in einer Grotto bei Bellinzona. Wir rattern weiter. Trotz des kühlenden Bergwindes umfängt uns die milde Wärme der südlichen Ebene.

Ich bin am Eindösen, als unser Fahrzeug mit einem Ruck bockstille steht. Auch das Röhrengerassel ist plötzlich nicht mehr da. Hierauf Laternen aus einem Haustor, Stimmengemurmel. Wir sind am Ziel, in

Tarsus. Die Uhr weist auf 11 Uhr. Neun Stunden hat unsere Höllenfahrt gedauert.

Die Kilikische Ebene ist fruchtbarstes Acker- und Gartenland. Zwischen Zitronenbäumen wölben sich die Riesenblätter der Bananenpflanzen. Weithin ziehen sich die Baumwollfelder. In den volkreichen Städten Adana, Tarsus und Mersin stehen große, gut eingerichtete Baumwollspinnereien und -weberien. Für den schweizerischen Besucher war es vergnüglich, in einem Maschinensaal vor langen Reihen von Rüti-Webstühlen einen Maschinenmeister aus dem Glarnerlande zu sehen.

Auch in der Kilikischen Ebene unterstützt künstliche Bewässerung der Baumwollfelder den allzu geizigen Regengott. Auf unbewässertem Grasland weiden rotbraune Rinder, saubere, kleine Tiere mit Halsbuckeln. Im Dornestrüpp hinter Mersin erheben sich in langen Reihen korinthische Säulen und erinnern an die einstige Hellenisierung dieser Küstenstriche.

Die Gestade des Mittelmeeres, welch ein Gegensatz zur Schwarzmeerküste! Dort dunkle Uferfelsen, schwarzer Sand, sattgrüner Wald, Regenwolken über düstergrauem Meer. «Kara Deniz», das «schwarze Meer», nennen es die Türken. «Ak Deniz», das «weiße», das «helle Meer», heißt in Anatolien unser «Mittelländisches Meer». Hell sind seine Uferfelsen, hell der Sand, licht und sonnig die Trockenwälder an den Hängen des Taurus, gleißend hell in der Mittagssonne die Meeresfläche. Im Norden, am Schwarzen Meer, rollen dumpf grollend die Wogen ans Land, hier im Süden aber tanzen über den Wassern hell glitzernde Schaumkronen.